

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 16

Artikel: Das Mirakel
Autor: Schrönghamer-Heimdal, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hielt in der Hand die kleine Zauberflasche und ließ Tropfen für Tropfen auf ein kleines Taschentuch fallen, das er dem Kranken unter die Nase hielt. Für die Operation selbst und für die staunende Gruppe der berühmten Chirurgen, die den Operationstisch umstanden, hatte er keinen einzigen Blick.

Die Operation gelang glänzend, der Kranke rührte sich während der ganzen Operation nicht, er erwachte erst dann, als die um den Operationstisch stehenden Chirurgen Morton mit unaussprechlicher Freude an die Brust drückten und ihn zu einer der größten Wohltaten beglückwünschten, mit der ein Mensch die Welt beschenken konnte...

Jetzt wurden Jackson und Morton schon mit

Auszeichnungen überschwemmt! Ein jeder wollte die beiden „Zauberer“ sehen, man berief sie in die ganze Welt und feierte sie so, wie man nur die größten Wohltäter der Menschheit zu feiern pflegt. Während der Name der beiden jungen Ärzte so die ganze Welt durcheilte, erlitten die Nerven des armen Jackson von dem vielen Äther, den er jahrelang versuchsweise an sich selbst ausprobiert hatte, einen vollständigen Zusammenbruch, er verfiel mit jungen Jahren in Wahnsinn und beendigte sein segensreiches Leben im Irrenhaus. Morton aber wurde der Sklave eines anderen mörderischen Giftes: des Alkohols, und man fand ihn eines Morgens — tot auf der Straße...

(Aus dem Ungarischen übersetzt von Maurus Mezei.)

Ihr Bild.

Blick' ich in den Mond, so seh ich ihr Bild;
Schau ich in den See, dann lächelst so mild
Ihr Angesicht her in blauer Glut
Und winkt mir hinab in die kühlende Flut.

Und was der Frühling an Blüten gebat,
Ich flecht' es zum Kranz für ihr dunkles Haar.
Sanft wehender Abendwind, eile zu ihr,
Spiel um ihre Wangen, hauch Grüße von mir.

Adalbert Stifter.

Das Mirakel.

Eine heitere Pfingstgeschichte von F. Schröghamer-Heimdal.

In unserer Bauernstube daheim hing über dem Eßtisch, wie weiland in allen alten Bauernstuben, der Heilige Geist, in Gestalt einer geschnittenen Taube in einer Glaskugel, die mit einer Schnur an der Balkendecke baumelte. Ja, baumelte. Denn wir waren damals schon sieben Kinder — das Duzend ist erst später voll geworden — und machten meist ein solches Getümmel in „unserer Stube“, daß die Glaskugel mit dem Heiligen Geist fortwährend hin und widerschwankte. Und an einem Pfingstamstag, als die wilde Jagd wieder einmal über Tische, Stühle und Bänke tollte, hatte ich das Unglück, mit dem Kopf an den Heiligen Geist zu stoßen, so zwar, daß die Glaskugel klirrend an die Decke flog und die morsche, rauchgeschwärzte Hanfschnur abriß.

Gottlob fing ich die Kugel, unbemerkt von elterlichen Späheraugen, rechtzeitig auf und bastelte sie schnell mit einem neumodischen Nähmaschinenfaden an den Haken in der Balkenlage.

„Lange hält das nicht,“ sagte mein älterer Bruder naseweis und sachverständig. So flug war ich schon selbst, und ich hatte mir heimlich vorgenommen, zu gelegener Zeit den Nähfaden

durch eine hausgemachte, nagelneue Hanfschnur zu ersetzen. Denn es hätte ein unausdenkbares Unglück gegeben, wenn uns der Heilige Geist eines Morgens oder Abends in die volle Suppenschüssel gefallen wäre.

Das durfte nimmer geschehen.

Nicht lange nach dem beschriebenen Zusammenprall mit der Glaskugel über dem Eßtisch geht die Stubentür auf, und ein schöner, feiner Mann mit blondem Vollbart und lustigen Augen steht lachend im Türrahmen. Und ehe er die Frage vollenden kann, ob wir ihn noch kennen, hängen wir schon jubelnd an seinen Rockschößen: „Der Better! Der Better!“

Es war der Better aus der Stadt, meines Vaters Bruder, damals noch Junggeselle und ein reicher Kaufmann dazu, für uns wie für die Dörfler der Inbegriff aller irdischen Vollkommenheit. Ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als selbst einmal ein solcher Better zu werden, der den Kindern immer Gutes bringt, wenn er an Festzeiten seine ländlichen Verwandten besucht. Über dem Better und den guten Dingen, die er uns mitgebracht hatte, vergaß ich das Abenteuer mit der Glaskugel und gedachte auch der blauen Beule nicht mehr, die ich als juckend

schmerzliche Erinnerung an der Stirne trug von dem Zusammenstoß.

Ich hielt mich wohlweislich etwas im Dunkeln, damit die Beule niemand auffiel und der Vetter oder gar der gestrenge Vater eine peinliche Frage nach Schuld und Ursache täte.

Und so gelang es mir, unbemerkt auf der Ofenbank einzuschlafen, obwohl die andern Geschwister schon ins Bett mußten. Denn es schickte sich nicht, daß sie beinstrampelnd um den Tisch saßen und dem Vetter das reiche Abendmahl neideren, das ihm Mutter eben auftrug.

Ich tat aber bloß, als schliefe ich. In Wirklichkeit lag ich munter mit geschlossenen Augen zwar, denn ich wollte zu gerne hören, was der Vetter dem Vater alles zu erzählen hätte von seiner Stadt da draußen, die ich fürs Leben gern einmal gesehen hätte.

Und als der Vetter genug Gefottenes und Gebratenes, Eingemachtes und Gebackenes gegessen hatte, da stellte ihm die gute Mutter auch noch eine Schüssel voll Kaffee mitten auf den Tisch. Und der Vetter schöpfte daraus mit einem großen Löffel in die geblumte Tasse. Und als er die erste Tasse auf einen Zug geleert hatte, da fragte er den Vater:

„Und wie geht's denn dir, lieber Michel?“

Vaters Antwort war ein stummer Seufzer. Und Mutter sagte dazu: „Es ist ein rechtes Kreuz mit soviel Schulden und sieben Kindern. Aber, in Gottes Namen, es wird schon gehen... Gott verläßt die Seinen nicht. Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“

„So, so...“ dehnt der Vetter heraus und schöpfte sich aus der braunen Schüssel die zweite Tasse voll. „Ich wollte euch gerne aushelfen, aber ich kann wirklich nicht. Auf Ehre!“ beschwört der Vetter.

„Mit hundert Märklein kämen wir weit,“ sagt der Vater. „Und bis Martinitag hättest dein Geld wieder, weil wir dann Säue hätten zum Verkaufen. Aber jetzt, vor der Ernte, hat der Bauer gar keine Einnahmen. Nur Ausgaben. Sieben Kinder kosten Geld, und Zinsen sind auch wieder zum zahlen.“

„Hör mich an, Michel!“ schwört der Vetter hoch und heilig. „Wenn ich hundert Mark in der Tasche habe, dann soll auf der Stelle der Heilige Geist herunterfallen! Mitten in die Schüssel, jawohl!“

Und wie der Vetter, der als aufgeklärter Stadtmensch offenbar an keine Wunder glaubt, nach diesem vermessenen Schwur zum dritten-

mal in aller Seelenruhe mit dem Schöpflöffel in die Kaffeeschüssel fährt, um sich die Tasse neu zu füllen, da ist eine Stille von drei Sekunden, und dann tut's einen Klatsch und Patzsch in die Schüssel, daß es mich nur so emporreißt von meinem Lager auf der Ofenbank.

Denn siehe: das Wunder ist geschehen. Und der Vetter, der Vater, die Mutter und auch meine, in diesem Augenblick gar nicht beachtete Wenigkeit, starren schreckensbleich auf die Glasfugel in der Kaffeeschüssel.

Meine Mutter faßt sich zuerst und sagt: „Es ist schon wahr: Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten!“

Ich aber entsinne mich der Worte meines älteren Bruders: „Der hält nicht lang,“ nämlich der neumodische Bindfaden, was ich ja selbst gewußt habe, denn so klug bin ich auch...

Der Vater hat nur einen Blick auf den Heiligen Geist, der als geschnitzte Holztaube mit dem Friedenszweig im Schnäblein auf der braunen Kaffeebrühe schwimmt.

Der Vetter aber faltet erst die Hände zu einem Stoßgebet um Vergebung seines fahrlässigen Falscheides, dann schiebt er dem Vater die Briestafche hin, die aussieht wie ein verschwollener Schwartenmagen, und sagt mit zitternder Stimme: „Lieber Bruder Michel, tu dir heraus, soviel du brauchst. Und betet für mich morgen recht fleißig zum Heiligen Geist, damit das Wunder der Befehrung nachhält...“

Und da langt sich der gute Vater aus der Briestafche des Vettters einen blauen Schein heraus: „Mehr brauche ich nicht. Und auf Martini, wenn wir die Säue verkaufen, hast du dein Geld wieder...“

Der Vetter aber legt noch einen Hunderter dazu und sagt: „Das ist für einen neuen Heiligen Geist. Und was übrig bleibt, tut den Kindern in die Sparbüchse, wenn sie eine haben. Und betet recht für mich.“

So andächtig habe ich den Vetter all mein Lebtag nicht gesehen wie an jenem Pfingstsonntag in der Waldkirche. Und zum Abschied hat er mir noch eigens einen Taler gegeben, damit ich ja nichts verrate von dem Pfingstwunder im Vaterhause, da der Heilige Geist mitsamt der Glasfugel in die Schüssel fiel und den Vetter Lügen strafte.

Und wenn später oft die Rede ging von allerlei Mirakeln und niemand recht daran glauben wollte, verwies der Vetter die Leute ihres feichten Geklingels. Denn er wußte selbst aus Er-

fahrung, daß es noch Wunder gab. Jawohl!

Das Geheimnis aber, wie es zustande kam, habe ich wohlweislich gehütet. Nur meinem Vater habe ich es in späteren Jahren einmal anvertraut, als Erwachsener schon, und da meinte er: „Ich hab's mir so gedacht, daß

eine Spitzbüberei dahintersteckte. Aber trotzdem war es eine weise, fürsorgliche Fügung, die für uns alle zum Guten ausschlug, besonders für den Vetter, der heute noch baumfest an das Mirakel glaubt und seitdem wie umgewandelt ist. So ist's also doch ein richtiges Pfingstwunder.“

Das Lob meiner Freundin.

Von Ernst Eschmann.

Laßt mich heute einmal ein Loblied auf meine Freundin anstimmen!

Aber wo soll ich anfangen? Wie kann ich ihr danken für all das Gute und Schöne, das sie mir schon geschenkt hat, für all die Wohltaten und Wunder, mit denen sie mich tagtäglich überhäuft? Sie ist zwar zu bescheiden, daß sie von mir ein freundliches Wort erwartet. Sie beglückt mich, weil es ihre Art ist, weil sie sozusagen nicht anders kann, weil es ihr Freude macht, daß ich munter in die Welt schaue und zu allen, auch den kühnsten Unternehmungen aufgelegt bin.

Soll ich ihre Schönheit preisen? Das will ich nicht. Sie ist nicht eitel. Und darin unterscheidet sie sich schon wesentlich von ihrem ganzen, großen, sonst allen Verschönerungskünsten zugänglichen Geschlecht. Sie schert sich auch nicht um die Mode und geht unbekümmert durch alle Jahreszeiten und Jahre; es ist ihr ganz gleichgültig, was für Hüte in Paris getragen werden und welche Farbe heut einen Siegeslauf durch die Welt antritt.

Halt! Ich sehe, wie viele stutzen. Eine Ge-

liebte, die nicht mit der Mode geht, interessiert sie nicht. Sie rümpfen die Nase und fangen an zu lächeln: Wo ist sie denn zu Hause? Hinter welchem Berg? Und hat sie ihre Lenze nicht schon weiblich überschritten? Gewiß gehört sie noch dem längst vollendeten Jahrhundert an.

O nein! Sie ist modern. Sie lebt dem Tage und liebt die sonnige Gegenwart. Aber, just fällt mir ein: so ganz gleichgültig ist sie nicht gegen die heutige Mode. Wie wir Sonntags einmal miteinander durch die Straßen gegangen sind und den Strom von Menschen an uns vorüberfluten ließen, meinte sie: die Leute sind doch vernünftiger geworden. Sie schnüren sich nicht mehr ein, daß sie kaum Atem schöpfen können, die Frauen wirbeln nicht mehr den Staub auf mit ihren Röcken, und dort, jene jungen Burschen, sie tragen ihre Kragen weit geöffnet, die Weste haben sie zu Hause gelassen, und so leichtfüßig schreiten sie aus, daß man ihnen anmerkt: es ist ihnen behaglich.

Ist das die Mode? frage ich. Mir scheint einfach, die Menschen sind vernünftiger geworden, und mit dieser Auffassung geht auch meine Freundin einig.



Junge Igel.

Phot. Kretschmer & Ott, Zürich.